Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 11 (1907)

Artikel: August Heer

Autor: Lang, Willy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576184

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bloß deshalb, weil mit Eifer du und stink zu Diensten ihnen stehst; drum will auch ich auf deine Brauchbarkeit erproben dich. Du sollst hier diesen Hausen Sämerein mir sichten, alle Körnersorten sein für sich absondern — doch noch vor der Nacht muß diese ganze Arbeit sein vollbracht!"

Dann ließ sie sie beim Körnerhausen stehn, um selbst zu einem Hochzeitsschmaus zu gehn. Erstarrt stand Psyche da; unmöglich schien es ihr, den schweren Auftrag zu vollziehn, und da die Hoffnung ihr auf Rettung schwand, rührt an die Körner sie mit keiner Hand.

(Fortfegung folgt).

August heer.

Mit bem Bilbnis bes Rünftlers, einer Runftbellage und einundzwanzig Reproduktionen im Text.

T

Es gilt einen Plaftifer zu betrachten, und zwar einen, bessen eigenste Leistungen bem Porträtsach angehören. August Heer zeigt uns schon mehr als ein Dupend besbeutender Büsten, neben benen seine übrigen Arbeiten, so schätzenswert sie sind, doch nur eine sekundare Rolle spielen. Um ihn zu erkennen, handelt es sich darum, zu wissen, wo wir heute auf diesem Gebiet des plastischen Wirkens stehen.

Da sind Rodin und Hildebrand eigenartigste Schö-

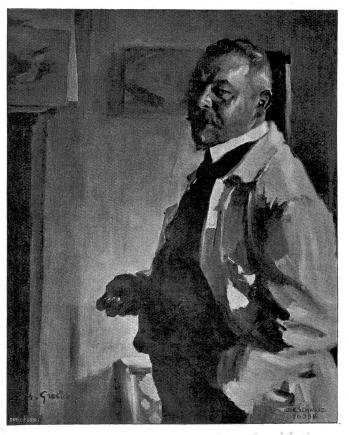
pfer. Zugleich zwei Antipoben.

Als Nobin im Jahre 1864 mit seinem «Homme au nez cassé» bebütierte, wurde er vom Salon zurückgewiesen. Der Fall ist erklärlich. Man hatte Aehnsliches nicht aus dem ganzen Jahrhundert. Rodin war der erste, der wieder großzügigste Auffassung verband mit einer Unendlichkeit von Nüance, mit einem fast grausigen Realismus. Er fühlte wie nie einer den Puls

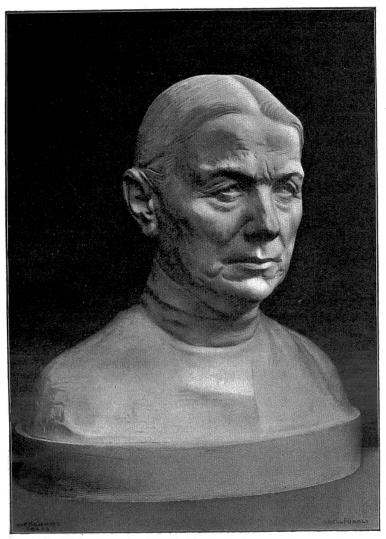
bes Körpers. Schaute wie nie einer seine Bibration. Seine Gesichter sind von einer Beseelung,
daß man ihren Atem spürt. Er legt ein Porträt
groß an. Doch die eminente Charasteristik ergibt
sich nicht etwa aus den Flächen an sich oder ihrem
gegenseitigen Berhältnis. Im Grunde wirkt er
durch die Nüance. Rleine Details reden eine saszinierende Sprache. Von allen Seiten besieht man
ein solches Werk und kommt zu keinem Ende.

Wie viel Herrliches hat er geschaffen! Man bente an seine Buften von Dalou, Falguiere, Puvis de Chavannes, Jean Paul Laurens. Mei= sterwerke sind sie alle. Im Musée du Luxembourg ist viel Gutes von ihm zu sehen. Ich rate ihn bort zu suchen. Etwa an einem sonnigen Frühlingstage. Man hat ben Ginbrud von etwas gang Großem, bas fich in die Seele eingrabt. Wenn bas Auge zwischen mancherlei Skulpturen irrt, findet es biese Schöpfungen wie Ruhepunkte. Wir schauen fie wie etwas sehnsüchtig Erwartetes, und dieser Tag wird zu einer Erinnerung. hinter bem Museum geht man noch eine Stunde in bem weiten blühenden Garten, der fich zum Boulevard St. Michel hinzieht. Sieht noch mancherlei in Marmor. Brunnen rauschen und Musik tont gedämpft aus ber Ferne. Unter ben knofpenden Baumen spielen allerliebste Bambinos. Frühlingstage, versgängliche Frühlingstage . . . köstlich und unver gleichlich ift biefes Leben an ber Seine, wo Runft und Wirklichkeit so eng verschlungen sind . . . aber immer weiß man: Robin gab etwas Unver= gefliches.

Was sagt uns Hilbebrand? Er ist ein eminent kluger Künstler. Fast ein Weiser in seinem Schaffen. Er gibt sich wie kaum einer Rechenschaft über die Art der plasstischen Wirkung. Beziehungsweise hat er wie kaum einer die Gesetze nachgefühlt, an welche die Antike sich hielt. Und zwar zur Zeit des strengen Stiles. Hildeberand strebt vor allem nach Monumentalität, Einsachheit und Ruhe. Seine Büsten zeigen sich am besten in Stein; Bronze ist für sie fast zu leichtes, zu elegantes Masterial. Man mag an sein Böcklin-Bildnis denken oder an dassenige Pettenkofers: immer lagert sich ein etwas kühles Schweigen um das Werk. Der Eindruck ist kein absolut unmittelbar sessenken. Wan weiß unsgesähr: So baute er diesen Kopf. Auf diese mathematisch klare Weise. Er weiß und übersieht mit nacktestem Verstand alle Möglichkeiten. Etwas Rechnerisches springt ins Auge bei aller Wucht der Darstellung.



August Beer. Nach bem Gemalbe bon Bermann Groeber, München.



Meine Mutter. Bilbnigbiifte (1907) von Auguft heer, Bafel = München.

Im Gegensatz zu Rodin liegt Hilbebrands Ausbruck in der Art und in dem Berhältnis der Flächen. Er differenziert diese nicht wie der Franzose, sondern sie haben bei ihm Selbstzweck. Rodins Kunst und Bersmögen ruht gewiß auch in der Fläche. Aber in ihrer Durcharbeitung. Gleichsam in ihrer Realistik. Hilbebrand dagegen erwirkt seine Monumentalität durch ihre Beschaffenheit an sich.

Um bas Berhältnis ihrer Originalität festzulegen, ift zu fagen, daß Robin die Untite und die Renaiffance in sich verarbeitet hat und noch etwas von Charafte= riftit bagu gebracht, bas uns vor jeber Schöpfung fühlen läßt: Dies ift Robin! Hilbebrand hat in Deutschland bas Berdienst, sich in einer Zeit, ba die Skulptur völlig belanglos geworden war, an der Antike klug aufgerankt und so eine Rettung vollzogen zu haben, vor der auch die Spatzeit Achtung haben wird. Aber in seinem Stil hat er nichts Neues gebracht. Er ift ein großes Talent von fichern und feinen funftlerischen Inftinkten. Er mird nie Unmögliches ober in fich Widerspruchsvolles versuchen. Dazu ift er zu klar. hier liegt aber auch seine Begrenzung. Es fehlt ihm jene feltsame Atmosphäre, die das Genie umlagert.

Anders fteht Robin ba. Bon ihm mag man zuweilen Dinge feben, die bigarr an= muten. Ober wenigstens muß man recht vertraut fein, um immer Bruden zu vollem Berftandnis zu finden. Dann ahnt man, daß bieser Mensch oft wie aus schweren Träumen gestaltet. Aufwühlende Bisionen bannt. Mit einer Hand, die fich mehr als ein Dutend Jahre schulte, ehe fie eine Ar-beit an bie Deffentlichkeit, ben Menschen unter die Augen hob. Fiebern muffen biefe Sände unter ben Mühen ber schöpferischen Stunde. Schmerzen werden da gegoffen in festes Material. Ungeborenes wird ans Licht gebracht. Auf einer Krufte von Ton, die da eine Körperoberfläche bedeutet oder den Teil eines Untliges, zuden alle glüdlichen Schauer und alle Miseren unseres Daseins. Es ist ein machtiges Feuer, bas in diesem Men= ichen und seinen Werken brennt. Dazu tennt er alle tiefen, stillen Seligkeiten. Deshalb find bie Erinnerungen fo ftark, so unverganglich. Insbesondere, wenn fie mit ah= nungevollen Frühlingstagen zusammenfallen.

Von Hilbebrand ware noch zu sagen, daß er vor dem Franzosen einen Vorzug voraus hat. Er arbeitet auf eine seltene Art mit Architektur zusammen. Gebaut ist jede seiner Arbeiten. So vermag er sich auch wie wenige einem architektonischen Prinzip unterzuordnen. Dies jedoch ist eine Frage, die mit der Intensität seines Talentes wenisger zu tun hat.

So aber ist heute ungefähr die Lage des Porträts. Nun gilt es einem in dieser Rich= tung ftrebenden Bilbner nahe zu kommen.

II.

August Heer — 1867 zu Basel geboren — machte seine kunftlerischen Studien zuerst

1887 in München. Siedelte 1888 nach Berlin über und blieb bis 1891 an der dortigen Akademie. Da beteiligte er sich zum ersten Male an einer Konkurrenz für das Wilhelm = Baumgartner = Denkmal in Zürich, wobei er den ersten Preis und die Ausführung erhielt.

Im selben Zahre geht er nach Paris und tritt in ber Ecole des Beaux Arts in das Atelier Falguières ein. Schon 1892 kehrt er wieder nach Basel zurück, wo er neben andern Aufträgen die Büsten der Turnsväter Niggeler und Spieß für eine Turnhalle in Kleins Basel modelliert. Es stammt aus dieser Zeit auch eine Marmorstatuette "Erblüht" im Besitz des Herrn Werzinger, Basel.

Im Herbst 1892 zieht es ihn wieder nach Münschen. Er beschäftigt sich mit Porträts, und es entsteht auch eine Statuette "Berlassen" — im Besitz des Baszler Kunstvereins. 1895—1896 besaßt er sich in Genf mit dekorativen Arbeiten für die damalige Landesausstelzlung, geht im Herbst des Jahres wieder nach Berlin, wo er im Berein mit dem Bilbhauer Meyer in einer Konzturenz für ein Nationalbenkmal in Neuenburg den ersten Preis und die Ausstührung bekommt.

Bis 1900 halt er fich meift in Berlin auf. Er

schafft unter anderm eine lebensgroße Beftalin in Marmor und eine Statuette "Flora, (s. S. 483) — beibe Figuren im Besitz bes Herrn Robert Frank zu Lubwigs= burg. Bei einer Konkurrenz für ein Wettstein-Denkmal

(s. S. 500) erhalt er einen zweiten Preis. 3m Jahre 1900 baut er fich in bem ibyllischen Arlesheim ein Atelier und lebt mahrend ber Baugeit einige Monate in Rom. Zurudgekehrt fertigt er ein Grabbenkmal für ben Bagler horber, mobelliert ferner bie Bufte eines Bauern aus bem Emmental (f. S. 492) im Besitz bes Musée Rath zu Genf. Seit 1901 ist er wieber ftandig in Munchen. Portratbuften wechseln ab mit bekorativen Arbeiten, wie für ben neuen Bahnhof in Basel (vgl. S. 481). Im Berein mit Jgnaz Taschner beteiligte er sich an ber internationalen Konkurrenz für ein Weltpostbenkmal in Bern, wobei bie beiden einen zweiten Preis erhielten und zur engern Konkurrenz ge-laben murben (j. S. 485). Bon 1903—1906 mar heer auch Mitglied ber eidgenöffischen Runftfommiffion.

Es ift ein bekanntes Kaltum, daß Runftler bei Bildnisarbeiten von Familienangehörigen oft am glücklichften sind. Die psychische Vertrautheit gewährt ba eine große Erleichterung für die formale Durcharbeitung. Und gerade jenes Feinste und Lette, die Atmosphäre, die einen Kopf umschwebt, das, was wir auf Grund unseres seelischen Verkehrs in die äußere Struktur einfühlen, aus den Formen voll berausstrahlen zu laffen, gelingt bem Schaffenben zumeift am ehesten bei einem Ber= wandten des Blutes. So gibt uns heer 1898 die Bufte



Studienkopf. Brongebufte (1900) von Auguft heer, Bafel = München.



Mein Grofvater. Brongebufte (1898) von Auguft Seer, Bafel = München, im Basler Mufeum

seines Großvaters (s. oben). Ein vornehm durchgebilbetes Porträt von eingehender Charakteristik. Eigenartig monumentale Wirkung mischt fich mit leiser Innigkeit. Was die Zeit mit ihrer Handschrift in dieses Greisenantlig eingegraben, diese Runen einer ewigen und geheimnis= vollen Sprache bildet er mit großer Liebe heraus. Bis ins Feinste betailliert er die beredten Partien um das Muge, die fich wie im Alter gu lofen scheinen. Die wie jenes die Festigkeit verlieren. Doch eben bann ein tiefes plastisches Leben gewinnen. Bon ichlichter Schönheit ift auch der stille Mund mit den bewegungslosen und wortfargen Lippen. Man fann das Werk bei willigem Betrachten recht lieben lernen. Rein bilbnerisch flar geschaut, hat es noch barüber hinaus ben Zauber einer liebevollen Bietat.

Aehnlich in seiner Bilbung ist auch ber Studienkopf vom Jahre 1900 (f. nebenstehende Abb.). Abgeschlossenheit und Ruhe umlagern ihn. Das Auge blickt so gleichförmig und unverwandt wie dasjenige eines Menschen, ber sich taum mehr ftart verwundern wird über das Leben und feine bizarren Tollheiten. Die markant geschnittene Nase trägt eine gewiffe Schärfe ins Bilb, mahrend ber zahnloje Mund mit der eingezogenen Oberlippe biefelbe ftumme

Ergebenheit zeigt wie vorhin. Legt ber Kunftler bei biefen beiben Arbeiten gemäß bem Gujet vielleicht größern Nachbruck auf eine ge= wisse Simplizität, so magt er sich in ber Bufte Jakob Burchardts (j. S. 495) an einen Bormurf, der den Ausbruck ftarker geiftiger Potenz verlangt. Befonders dies let= tere Moment zeigt sich in hohem Maße entwickelt. Das Porträt gibt durchaus die Impression der machtvollen Persönlichkeit. Fest in ber Form, ist es vor allem pragnant burch ben Zusammenfluß ber einzelnen Teile. Die klar angelegte obere Gesichtshälfte mit ber weiten flächigen

Stirne, ben in ihrem mächtigen Bau so ausbrucksvollen Augenhöhlen und ber kühngeschweiften massigen Nase spricht von ber immensen geistigen Energie dieses Mannes. Der monumentale Zug wird durch die beiden starkgebilbeten Falten von der Nase zum Mund auf den untern Teil übertragen, der brillant ist in dem ausladenden, willensstarken Kinn. Das Werk wurde vom schweizerischen Bundesrat angekaust.

Stillstisch mehr im Zusammenhang mit den ersten Arbeiten steht die Porträtstudie im Besitz des Herrn Dr. H. Albrecht zu Basel (s. S. 499). Während die sich in Olten besindliche Bronzebüste von Nikolaus Riggenbach (die Photographie S. 496 ist nach dem Tonmodell ange-

fertigt) eine bedeutend breitere Anlage verrät.

Eine Meisterleiftung stellt dann wieder die Bildnissbüste des Malers Albert Anker dar (s. S. 494). Prachtvoll ist die dominierende Schädelbildung modelliert. Wie kuppelartig gibt sie nach oben einen Abschluß gegenüber den fein charakterisierten untern Partien. Stark ist die Konzentration um Stirne und Auge, bei dem eine frappant hohe Intensität des geistigen Schauens erreicht ist.

Dem charakterisierenden Künftler bot Herr Emanuel Bernoulli ein außerorbentlich bankbares Süjet (f. S. 498).

TESTATE TO DESCRIPTION OF THE PARTY OF THE P

Bauer aus dem Emmental. Steinbufte (1901) bon Muguft Geer, Bafel = München, im Mufee Rath ju Genf.

Allem Anschein nach ist dieser Kopf an sich von einer eminent plastischen Wirkung. Diese weite imposante Stirne, das scharf umrissene übrige Antlitz in seiner überraschenden natürlichen Durchbildung gaben Anlaß zu seiner Werteilungen von Licht und Schatten, zu einer massigen und monumentalen Auffassung, die doch wieder minutiöse Details ausweist. Prägnant in der Diktion wirkt auch das Porträt des Herrn Sarasinschlumberger (s. ebenfalls S. 498). Im Gegensatz zur vorigen Arbeit mehr flächig angelegt, zeigt es einen sehr klaren Ausbau und eine schöne Weicheit in der Form.

Von blendender Wucht im Ausbruck ift die Büste des Bauern aus dem Emmental (s. unten). Hier gehen die formalen Qualitäten des Modells und diejenigen des Materials äußerst günstig zusammen. Der wetterharte Kopf ist kaum anders als in Stein zu denken. Und zwar konnte es sich dabei nicht um leise Betonungen handeln, sondern die Figur mußte wirklich in Marmor gehauen sein. So ist der auch in der Form lapidare Charakter der Gestalt selten glücklich gegeben.
Anders ist der Fall bei Gulbransson (S. 493). Auch

Anders ift der Fall bei Gulbranffon (S. 493). Auch er eignet sich um seiner Beschaffenheit willen, durch das völlige Fehlen der kleinen Details, vortrefflich für eine

Behandlung in Stein. Doch hat der Künftler hier durch eine mehr glatte Technif gerade den grotesken Effekt des Kopfes, den so kahlen Schädel, die abstehenden Ohren, übershaupt die rundliche Anlage des Gesichtes

scharf herausgebracht.

An die frühere Arbeit "Mein Großvater" erinnert der diese Jahr in der Berliner Sezession ausgestellte Kopf "Mummelgreiß" (s. 5.499). Es liegt etwas seltsam Fesselndes in der Art, wie Heer sorgsalt und Liebe er auf das kleinste Merkmal eingeht und wie klug er jede Sentimentalität fern-

zuhalten weiß.

Kraftvoll, imposant ist dann auch das Porträt des Kunstmalers Groeber (s. S. 495). Als eine der letten Arbeiten aus diesem Jahr zeigt es, wie reich Heers Fühlen für die plastische Form geworden ist, wie vorsnehm und sicher seine Durchsührung wirkt. Als lettes Werk liegt die Büste des Bersliner Prosessors Susmann schelborn vor (s. die zweite Kunstbeilage). Heer hat kaum ein Porträt geschaffen, das dieses an Klarsheit überträfe. Ein seltsam seines und starkes Beseelen ist ihm eigen. Ein vornehmer Sinn für die Wöglichkeiten, und sicherlich ist er jetzt zu einer derart schönen und freien Beseherschung der Mittel durchgedrungen, daß er uns noch ausgewählte Dinge verheißt.

IV.

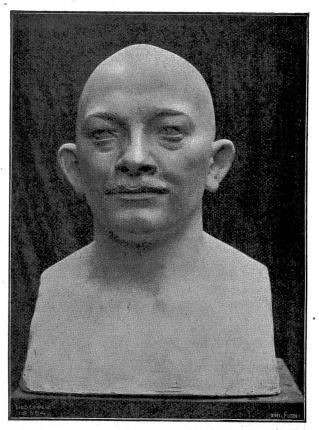
Um einem Künftler in seinem Wesen wirklich nahe zu kommen, genügt es nicht, die Arbeiten in Schaustellungen zu sehen. Für die äfthetische Wertung allein ist dieser Maßstab zureichend. Wenn es sich aber zu einer Zeit, da er mitten im Schaffen steht, da ihn noch mannigsache Ströme bewegen, barum hanbelt, einigermaßen zu zeigen, wo er sein Bestes und Eigenstes hineinlegt, muß man ihn auch während ber Arbeit im Atelier beobsachten und bie Entwicklung einzelner Werke verfolgen. Heer ist disher hauptsächlich vom Standpunkt bes Porsträts aus besehen worden, und boch hat er schon außersorbentliche monumentale und bekorative Schöpfungen zu verzeichnen. Sein im Verein mit Janaz Taschner außegkührter Entwurf sur ein Weltpostbenkmal ist sogar eine weitragende Schöpfung (s. S. 485*). Und doch scheint seine künstlerische Liebe weit mehr der Büste zu gelten.

Da arbeitet er mit unermüblicher Hingabe oft woschenlang an der Bertiefung einer Arbeit. Wenn man zusieht, wie er ein solches Werk von einer Phase in die andere führt, von einem Fertigsein in ein neues Stadium rückt, dann fühlt man erst, wie ernst einerseits dieser Künstler ringt und wo seine beste Krast zum Leben kommt. Er ist in diesem Fall weit entsernt von Selbstäuschung und äußerlicher Neigung zu den Kindern seines Schaffens. Gerade dieser eminente Wille zur Abklärung, dieses stetige, unbegrenzte Berlangen nach immer einsacherem und prägnanterem Ausdruck, nach einer tiesern Durchgeistigung der Form dürgt bei Heers glänzender Entwicklungsfähigkeit für seine Zukunft.

Das sollen wir uns sagen, in diesem Sinn ihn schähen. Da ist er Giner, mit dem wir zu rechnen haben.

Willy Lang, München.

^{*)} Berichlebene ber Entwürfe für bas "Denkmal zur Erinnerung an bie Griinbung des Weltpostvereins", worunter auch ben von heer u. Tasch=ner, brachte "Die Schweiz" in ihrem siebenten Banbe (1903) S. 524 f.



Olaf Gulbranffon, ber bekannte Simpliciffimus-Muftrator. Steinbüfte (1905) von Auguft Deer, Bafel = München.

Die Polychromie in der Plastik.

Nachbruck (ohne Quellenangabe)
perhoten.

Sollen wir unfere Statuen bemalen? Diese Frage ftellte bor etwa zwei Jahrzehnten Dr. Georg Treu, der heutige Di= reftor des Albertinums zu Dresben. Heute fande diese Forde= rung, die damals noch wiffenschaftlich begründet werden mußte, ficherlich nimmer den unbegreiflichen Widerftand wie damals. Abgesehen davon, daß wir nicht nur die Tatsache der Bemalung antifer Statuen, fonbern bis zu einem gemiffen Grabe fogar beren Farbenftala tennen, ift heute auch bas Farbenempfinden der Rünftler berart verfeinert, daß mindeftens bas schneeige Weiß des Marmors und das mehlige des Gipfes uns bereits einen gelinden Schauber einflößen. Das Aufkommen andern Materials (wie Stein, Terrakotta, Holz, Majolika, Steingut) entspringt diesem ausgebildeten Farbengefühl. Dieses felber führte die Bilbhauer merkwürdigerweise nicht, wie man hatte meinen follen, gur Bemalung ihrer Werke; fie gerieten vielmehr auf ben Ausweg ber fogenannten malerischen Blaftit, b. h. einer breitern und weichern Behandlung der Form unter Bernachlässigung des Details (zum Teil sogar des architektonischen Elements der Anatomie) und ber traditionellen ftrengen ober "schönen Statit". Un ihre Stelle trat die Monumentalität der Silhouette, und mehr als die Statik galt die Dynamik. In hinficht auf die Auffassung war damit ein Neues ge= wonnen; ber fügliche und genrehafte Atabemizismus mar geschlagen, sein beschränktestes Postulat aber, die Ginfarbigkeit ber Plastik, insbesondere des Marmors, doch nur leise und auch nur mittelbar erschüttert.

Wie indes heute die Maler, ohne beshalb rudfchrittlich gu werben, fich wieder mehr auf bas Zeichnerische befinnen, fo

fanden fich ihrerseits die Bildhauer wieder zum fpezifisch Plafti= fchen gurud, immer aber mit ber Errungenschaft ber großen Auffassung, die in allen Runften einzig einen gewissen Ewigfeitswert bestimmt. Die Erkenninis bom Befen ber Form und beren Beherrschung ift heute erreicht; ein Drang jum Stil ist bereits erkennbar, die Gefahr schematischer ober auch archaifierender Stilifierung aber nicht ju verkennen. Diefer kann ber Bilbhauer nur entgehen auf bem einzigen Ausweg, ben fein malerisches ober beforatives Empfinden ihm weift: er muß das alles Wesen der Form erkennende und beherrschende plasti= iche Empfinden burch die Farbe ftugen, ftarten, fteigern. Gin Beiter= und Sohertreiben ber Form jum 3med größerer fünftlerischer Wirtung wurde unausweichlich jum Barod führen, nicht anders, als wie es nach Michelangelo, jum Teil fogar burch ihn auch geschah. Und man barf annehmen, daß badurch die Frage der Polychromie wieder in alle Ferne hinausgeschoben würde.

Es ift wohl eine ber interessantesten Fragen ber kunstgeschichtlichen Forschung, was die Ursache gewesen sein mag, daß allmählich die Sinfardigkeit in der Plastik aufkam. An ein plögliches Erlöschen der Polychromie ist nicht zu denken; das widerspräche aller Entwicklung. Die Einstüsse einer Kultur wie der griechischen müssen sich auf allen Gebieten auf Jahr-hunderte hinaus demerkdar und wirksam gemacht haben, lebt doch das Zeitalter des Augustus in der Plastik noch vollständig oder ausschließlich von der Ueberlieserung der Griechen. Es ist nun wohl kaum ein Zufall, daß zu einer Zeit, wo die antike Weltanschauung mit ihrer Lebensbejahung und Sinnen-